



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

willst, ob sie gewinnt. Wird die Leimet vom Saft grün, gewinnt die Person nit, wird sie rot wie Blut, gewinnt die Person. Bet aber erst ein Vaterunser, eh dus machst!

Madlene huschte von dannen. Der Schmied setzte sich wieder ins Moos, stützte den linken Ellenbogen aufs Knie und den Kopf auf die Hand und drehte zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand ein dürres Reisklein einmal so herum, dann wieder anders herum und führte ein murmelndes Selbstgespräch.

Es mochte wohl ein Viertelstündchen verstrichen sein, als Madlene wieder kam.

Bist du zufrieden, mei Tichterle?

Madlene war erregt. Die sonst so scheue Blut wich nicht aus ihrem Antlitz vor dem Schmied. Ja! Habt Dank! Was kosts?

Hihihih! Kost nichts, mei Tichterle. Aber wenn du mir einmal ein Viertel Weizen zukommen lassen kannst, nehm ichs mit Dank an. Dahinten bei uns wächst keiner.

Das sollt ihr habn! Habt Dank, und verrat mich nit.

Freilich nit! rief der Schmied der Davoneilenden nach.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Majestätsbeleidigungen. Die Verurteilung Trojans hat viel Staub aufgewirbelt. Der Fall ist dazu ausgebeutet worden, eine ganze Gutachtenlitteratur ins Leben zu rufen. Juristen, Theologen und andre Gelehrte, Dichter, Maler, Musiker und andre Künstler haben den Zeitungen auf ihre „Anfragen“ mehr oder minder geistreich ihre Meinung gesagt, und wenn man das Fazit zieht, so kommt heraus, daß die Majestätsbeleidiger in der sogenannten öffentlichen Meinung einen ausgesprochenen Sieg davon getragen haben. Das ist schlimm, und deshalb wärs besser gewesen, man hätte die Anklage nicht erhoben. Da sie aber einmal erhoben worden war, so mußte freilich die Verurteilung auch erfolgen, denn die Freisprechung hätte der Gerechtigkeit ins Gesicht geschlagen. Der Fall Trojan kann damit abgethan sein; man kann es ein bedauernswertes Schicksal nennen, wenn jemand vom Witzereißer leben muß und, um seinem Publikum nicht abgedroschen zu erscheinen, immer verwegnere Griffe zu thun gezwungen ist, bei denen er sich endlich die Finger verbrennt. Über die Majestätsbeleidigungen selbst haben wir noch ein Wort zu sagen.

Man hat den Satz ausgesprochen: die Häufigkeit der Majestätsbeleidigungsprozesse nähme den Charakter einer endemischen Krankheit an und laste wie ein Alp auf dem Volke. Das ist geschmacklos und unlogisch. Die Erhebung von Anklagen kann niemals einen endemischen Charakter annehmen, nur das zu verfolgende Vergehen kann endemisch werden, und dann kann freilich unter Umständen die Erhebung der Anklage zu einem Fehler werden. Wir glauben, so liegt die Sache jetzt bei uns; wir sind in einem ernstern und gefährlichen Krankheitszustande.

Will man über solche Krankheitserscheinungen urteilen, so kann das immer nur auf Grund persönlicher Wahrnehmungen geschehen; mit statistischen Thatsachen läßt sich da kein Staat machen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß seit acht Jahren die Neigung zu Majestätsbeleidigungen im weitesten Sinne des Wortes — d. h. die Neigung, die Person des Monarchen in Bezug auf seinen Beruf in gehässiger Weise herabzusetzen — unter den Gebildeten in Preußen, von allen übrigen Leuten vorläufig abgesehen, in unerhörter Weise zugenommen hat. Auffallend war diese Zunahme namentlich in den Kreisen, die sich sonst als konservativ und besonders königstreu zu bezeichnen pflegen und das auch früher wirklich waren; und noch auffallender war sie in den Berufsständen, die in einem nähern Verhältnis zu dem Staatsoberhaupt selbst stehen. Gerade in diesen Kreisen haben sich seit 1890 die raffinierten Schmähungen Quiddes und die ausgefuchst verlebenden, wenn auch dem Strafgesetzbuch geschickt angepaßten Pamphlete Gardens, auch die sich oft in derselben Richtung bewegenden Leistungen der Gelehrten des Kladderadatsch einer Beliebtheit erfreut, die in Erstaunen versetzen, ja geradezu erschrecken mußten. Wenn man eine der Wahrheit möglichst nahe kommende und gerechte Erklärung dieser Erscheinung finden wollte, müßte man natürlich vor allem das Verhalten des Monarchen selbst betrachten, umso mehr, als selbstverständlich die von der Krankheit erfaßten Kreise gerade darin den Grund für ihr eignes Verhalten sahen. Unzweifelhaft fordert Kaiser Wilhelm II. persönlich die Kritik mehr heraus als irgend ein anderer herrschender europäischer Monarch und die Mehrzahl der Monarchen der neuern Zeit überhaupt. Er ist eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit und ist geneigt, diese Persönlichkeit jederzeit ganz zum Ausdruck zu bringen, bei jeder Gelegenheit voll in die Wagchale zu werfen. Er spricht oft öffentlich über die Zeitfragen, die die Öffentlichkeit beschäftigen, und er ist natürlich nicht unsehbar. Schon das führt dazu, daß viel über ihn gesprochen, viel kritisiert wird, und schon das würde *ceteris paribus* in einem gewissen Grade die Zunahme der Majestätsbeleidigungen erklären. Ein Monarch, von dem man nicht spricht, wird selten beleidigt werden. Aber das konnte doch nicht zur Erklärung der zunehmenden Liebhaberei für Majestätsbeleidigungen in den Kreisen, wo sie besonders auffallend waren, genügen. Möchte man auch öfters den Wunsch aussprechen hören: „Wenn doch der Kaiser weniger spräche; er giebt dem gehässigen Klatsch nur willkommene Nahrung!“ so war das doch wahrhaftig etwas andres, als die auffällige Neigung der sich ihrer königstreuen und konservativen Gesinnung rühmenden Masse gebildeter Männer, die Reden des Kaisers und alle sonstigen Äußerungen seiner Persönlichkeit aufzubauschen und dazu auszubeuten, den Monarchen herabzusetzen, zu verkleinern und zu verhöhnern; etwas andres als das offenbare Vergnügen daran, wenn sich jemand angelegen sein ließ, durch öffentliche Bethätigung dieser Neigung das Vertrauen zum Monarchen im Volke zu untergraben. Man mag es bedauern und tadeln, wenn jemand in hochwichtiger Stellung unvorsichtig Gelegenheit giebt, ihn durch pffiffige Entstellung der Wahrheit zu verleumden und zu karikiren, aber dem Mann, der diese Gelegenheit gehässig benützt, drückt man deshalb doch nicht die Hand, sondern weist ihn zur Thür hinaus, wenn man ein konservativer und königstreu Mann, überhaupt ein ehrlicher Kerl ist. Dafür scheint seit 1890 in der „bessern“ Gesellschaft in Preußen das Gefühl stark abgenommen zu haben.

Und wodurch giebt denn die Politik des Kaisers Grund zu der leichtfertigen Spielerei der bessern Gesellschaft mit Majestätsbeleidigungen? Es ist klar, daß diese Liebhaberei besonders bei den Leuten guten Bodens fand, die sich über Bismarcks Entlassung besonders entrüstet hatten. Es sind vielen damals bittere Thränen

in die Augen getreten, als sie diese traurige Katastrophe erleben mußten. Aber wenn man sich auch kein Urteil über Schuld und Nichtschuld anmaßen konnte, darüber durfte doch schon damals kein unbefangener Mann im Zweifel sein, daß die Geschichte es später als ungerecht erweisen werde, wenn man dem jungen Kaiser allein die Schuld an diesen Vorgängen zuschriebe. Und vollends mußte sich jedem unbefangenen Manne mit jedem Jahr seit 1890 die Überzeugung mehr und mehr aufdrängen, daß die an die Entlassung Bismarcks anknüpfende und sie bis heute agitatorisch ausbeutende Fronde weit über die für einen königstreuen Preußen entschuldbare Grenze hinausgegangen ist und sich schwer an dem gefunden politischen Sinn unsrer bessern Stände versündigt hat. Mit unverzeihlicher Trivoltät, sich feig hinter der thatächlich sakrosankten Person des größten Mannes deckend, den Deutschland seit Jahrhunderten gehabt hat, hat diese Fronde unendlich viel zum Umsichgreifen der Krankheit, von der wir hier sprechen, beigetragen. Man soll sich hüten, diese schmutzige Wäsche jemals vor der „Öffentlichkeit,“ vor Gericht waschen zu wollen. Aber vor allem darf der ehrliche königstreue Monarchist heute nicht mehr im Unklaren darüber bleiben, daß gerade in der „besten“ Gesellschaft unter der mißbräuchlichen Schutzmarke „Bismarck“ die Neigung, die Majestät des Monarchen zu beleidigen, bedenklich zur Mode geworden ist.

Die politischen Fehler, die seit 1890 gemacht sein mögen, können dafür nicht als Entschuldigung dienen. Es ist müßig zu phantasieren, wie es geworden wäre, wenn Bismarck im Amt geblieben wäre. Es mußte auch ohne ihn gehen, gut oder schlecht, und „nur“ schlecht ist es doch nicht gegangen. Es ist freilich ein eignes Geschick, in dieser Zeit des sensationsklüsternden Pessimismus deutscher Kaiser zu sein, der Nachfolger der ruhm- und erfolgreichsten Männer der deutschen Geschichte. Dieser sensationsklüsterne Pessimismus — zu deutsch: die weibische Heulmeierei, die mit klatschsüchtiger Freude über alles gepaart, was elend und häßlich ist, und blind gegen alles Edle und Schöne, niemals daran denkt, selbst handelnd das Schlechte wieder gut zu machen — wo soll dieser Pessimismus die Fähigkeit und den guten Willen hernehmen, diesem Monarchen gerecht zu werden? Man sehe sich doch nur einmal um in den Kreisen, in die man Einblick hat, und wenn man die Augen der Herrn Räte aller Klassen und der Grafen, Freiherrn und Herrn „von“ glänzen sieht über Trojans Teufel mit dem Knoten im Schwanz oder über Gardens Giftzahn und Pferdefuß oder gar über die Anflätereien des „Vorwärts,“ dann frage man doch einmal, was die Liebhaber dieser pikanten Dinge in der praktischen Politik des Kaisers eigentlich geändert haben wollen, um das Gute an Stelle des Schlechten zu setzen. Da ist, 1000 gegen 1 zu wetten, sobald das Gesamtwohl in Betracht kommt, das Latein vollständig zu Ende! Wahrhaftig man möchte fast glauben, daß diese Kreise erst durch furchtbar schweres nationales Unglück zur Vernunft gebracht und von ihren pessimistischen Liebhabereien, auch von der für Majestätsbeleidigungen, geheilt werden können, daß sie erst durch schwere Not und Niederlagen das Große, Edle, Gute an der hohenzollerischen Monarchie und von diesem Hohenzollern wieder werden begreifen lernen.

Und wie nehmen sich in dieser Beleuchtung die Gutachten aus, die unsre so redlich um ruhige, ernste, weitsichtige Förderung der Wahrheit bemühte Presse dem lieben Publikum geboten hat? Was sagen die befragten Herren Juristen und Theologen, Dichter und Klavierspieler schönes über die Majestätsbeleidigungen? Findet sich irgendwo auch nur ein Anklang an die Frage, ob das liebe Publikum, diese gute bis beste Gesellschaft, vielleicht auch ein klein wenig daran schuld sein könnte, daß es so ist, wie es ist, und ob diese Gesellschaft nicht auch ein klein

wenig dazu thun könnte, daß es besser werde? Nichts der Art ist zu bemerken. Nur eine Melodie in allen Tonarten: Es soll niemand mehr wegen Majestätsbeleidigung bestraft werden! Alle Achtung vor dieser „öffentlichen Meinung,“ aber solange sie laut wird ohne die Parole: Ein Schuft von jetzt ab, wer sich Patriot nennt in Deutschland und doch an den Schmähungen auf den Kaiser seine Freude hat! — so lange ist sie nichts als heller Unverstand oder infame Heuchelei!

Die Frage nach der Zunahme der Majestätsbeleidigungen in den weiten von der Sozialdemokratie oder in den viel kleinern vom reichsfeindlichen Partikularismus und dergleichen beherrschten Kreisen und ihrer gerichtlichen Verfolgung steht an Bedeutung weit hinter der leichtfertigen Spielerei der bessern Stände Preußens mit Majestätsbeleidigungen zurück. Auch der sozialdemokratischen und sonstigen reichsfeindlichen Sippschaft ohne weiteres Straflosigkeit für die Beleidigung des deutschen Kaisers zuzusprechen, wie das jetzt Mode ist, ist krasse Oberflächlichkeit. Das Gesetz darf vorläufig keine solchen Experimente bei uns machen. Freilich erweckt jeder Majestätsbeleidigungsprozeß die Besorgnis, ob nicht mehr mit ihm geschadet wird als genügt. Die Entscheidung ist Sache politischen Taktes. Es kommt alles darauf an, das Gefühl der Strafwürdigkeit der Majestätsbeleidigungen im Volke rege zu erhalten oder wieder wach zu rufen. Zahlreiche Verurteilungen können leicht das Gegenteil bewirken, aber erst recht thut das natürlich die neumodische Agitation für Straflosigkeit in der Presse.

Wie die Sachen jetzt liegen, brauchte man sich nicht zu wundern, wenn die Verurteilung Trojans für den Majestätsbeleidigungsteufel eine geschäftlich wertvolle Reklame machte. Den Kaiser kann das persönlich nicht anfechten, aber die „bessern“ Stände werden dabei zu beweisen haben, ob der Teufel sie richtig taxirt oder falsch.

Die Zeitschrift der Strafprofessoren. Vor kurzem ist das erste Heft der von Dr. Julius Wolf, ordentlichem Professor der Staatswissenschaften zu Breslau, herausgegebenen „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“ erschienen. Professor Wolf ist Hauptvertreter der neuen Spezies von Volkswirtschaftslehrern an den preußischen Universitäten, die Schmoller in der Eröffnungsrede der letzten Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Köln als „Strafprofessoren“ bezeichnet hat. Zur „Strafe,“ wie Schmoller, und als Gegengewicht, wie Boffe meint, für den allzu-einseitig bisher vertretenen Kathedersozialismus sollen diese Herren in ihre Ämter berufen worden sein. Wir haben keinen Grund, den heutigen Kathedersozialisten die Strafe zu mißgönnen und den Strafprofessoren schlechten Erfolg zu wünschen. Als praktische Sozialpolitiker sind wir der Überzeugung, daß in der Wissenschaft mit der in den letzten zwanzig Jahren vorherrschend gewordenen sozialistischen Einseitigkeit gebrochen werden muß, ehe in der Praxis auf sozialem Gebiete an gesündere Verhältnisse und wirklichen Fortschritt gedacht werden kann. Der notwendigen Ruhe und Mäßigkeit, für die in der Sozialpolitik, wie wir neulich hervorheben konnten, die verbündeten Regierungen nach den Erklärungen des Grafen Posadowsky energisch einzutreten scheinen, steht heute der Modesozialismus der gebildeten Nichtsozialdemokraten als das ärgste Hindernis im Wege. Erst wenn dieses beseitigt worden ist, kann der in der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, wie der im agrarischen großen Haufen allmächtig gewordne sozialistische Egoismus und Fanatismus, nachhaltig eingedämmt werden. Diese auf wissenschaftlichem Gebiet zu lösende Aufgabe ist ungeheuer schwer. Professor Wolf kämpft mit anzuerkennender Freude gegen den weitverzweigten und, trotz manchem Häder im Innern,

nach außen fest geschlossenen Ring der heutigen Kathedersozialisten — die 1872 dem „Verein für Sozialpolitik“ beigetretne Masse ist damit keineswegs identisch. Er wird zu zeigen haben, ob er der Mann ist, ein großes Ziel kräftig und aufopfernd zu verfolgen und die Mitstreiter zu werben, die er in diesem Kampfe braucht. Die „Straßprofessoren“ werden Schule machen müssen, und sie werden sich zugleich das Vertrauen der freilich nicht sehr zahlreichen aber zum Teil hoch verdienten Professoren der Nationalökonomie in Deutschland zu erwerben haben, die von der sozialistischen Modeweise frei geblieben sind, es aber infolge allzufriedfertiger Gemütsart leider verabsäumt haben, dem Kathedersozialistischen Strebertum mit der allein dagegen wirksamen Schroffheit entgegenzutreten. Bei dieser Sachlage nimmt die neue Zeitschrift unser volles Interesse in Anspruch, wenn wir auch nach Durchsicht des ersten Heftes irgend welche Voraussage über ihre Zukunft nicht zu wagen vermögen.

In einem kurzen Vorwort „zur Einführung“ wird ein sehr weites Gebiet zur „Beackerung“ in Aussicht genommen. Fast scheint es darnach, als ob man auch „jedem Gebildeten,“ ja jedem, „der sein Brot verdient, eine Wirtschaft führt, eine Familie ernährt, Kinder erzieht und einen Abgeordneten in die Hauptstadt des Landes entsendet,“ Gelegenheit geben will, sich die „Einsichten der Sozialwissenschaft“ zu eigen zu machen. Hier Klasse, meint der Herausgeber, besonders bei den Nichtsozialdemokraten, eine „Bildungslücke,“ die ausfüllen zu helfen „eine“ der Aufgaben der Zeitschrift sei. Als „zweite“ Aufgabe nimmt er in Aussicht, „einen Vereinigungspunkt abzugeben für die Vertreter der Naturwissenschaft und die der Nationalökonomie wie der andern politischen Wissenschaften in ihrer Beschäftigung mit den sozialen Dingen.“ Die Nationalökonomie, die Gesellschaftsphilosophie und die soziale Ethik, auch die Sozialgeschichte und die soziale Jurisprudenz sollen sich mit der Entwicklungslehre, der Anthropologie, Massen- auch Individualpsychologie, Medizin und Hygiene zusammenfinden. Als „dritte“ Aufgabe wird die Absicht bezeichnet, „die Männer der Praxis und gelegentlich die Männer der Politik mehr als bisher zur Äußerung in wissenschaftlichem Rahmen über Gegenstände der sozialen Theorie und Politik heranzuziehen,“ um aus der Erfahrung und den Gesichtspunkten des Empirikers Anregung zu empfangen und aus der Kenntnis des Wissenschaftlers solche zu bieten „zu beiderseitiger Korrektur vorhandener Einseitigkeiten und zur Anbahnung einer Verständigung, die heute vielfach fehlt.“ Mehr wird im Vorwort nicht verraten, und mit um so berechtigterer Spannung wendet man sich zu den „Aufsätzen,“ von denen sechs vorhanden sind. Dr. Alexander Peetz in Wien ist mit einem kurzen Artikel über „Welt- und Handelspolitik“ vertreten, Professor Friedrich Nagel mit einer ebenso kurzen Besprechung über das Buch Dr. Paul Barth's „Die Philosophie der Geschichte als Soziologie,“ Ruma Droz schreibt über Alexis de Tocqueville et la démocratie libérale, Dr. S. Schurz über „Wertvernehmung durch den Totenkult,“ Professor August Duden in Bern über sein Thema „Das Adam Smith-Problem“ und endlich, und zwar an erster Stelle, der Herausgeber selbst über „Illusionisten und Realisten in der Nationalökonomie.“ So hübsch die andern Aufsätze auch sind, so hat der des Herausgebers natürlich für uns ein besondres Interesse. Einige Bemerkungen darüber mögen noch Platz finden.

Zunächst über etwas äußerliches, hoffentlich rein zufälliges, nicht gesuchtes. Herr Professor Wolf hat sich die Arbeit doch etwas zu bequem gemacht. Natürlich sind die Aufsätze geistreicher Leute nicht mit der Elle zu messen; in der „Jugend,“ im „Pan“ usw. kann man das lernen. Aber in dem ersten Heft

dieser, noch dazu nur einmal im Monat erscheinenden Zeitschrift und unter diesen doch immerhin ernsthaft interessanten Umständen, unter denen der Herausgeber jetzt öffentlich laut wird, durfte man erwarten, daß er sich nicht mit dem kurzen, auch noch mit langen Zitaten belasteten Anfangsbruchstück einer Arbeit abfinden würde, die doch augenscheinlich die Kern- und Hauptfrage, um die er kämpfen will, programmativ treffen soll. Ist diese Art, mit dem Leser umzuspringen, nicht Zufall, dann ist gegen sie als schlechte Manier nachdrücklich Verwahrung einzulegen. Sie paßt für Pseudogenies wie Arno Holz, aber nicht in diese Zeitschrift. Dem Inhalt nach behandelt der Herausgeber auf seinen sieben Seiten den Widerspruch, in den gewisse Kathedersozialistische Erklärungen auf dem letzten Evangelisch-sozialen Kongreß in Leipzig (1897) geraten sind mit der früher von denselben Leuten in bekannter Unfehlbarkeit verkündeten Theorie von der „Vernichtung des Mittelstandes.“ Von dem Widerspruch, in den sich neuerdings die Sozialdemokraten mit der „Verelendungstheorie“ gesetzt haben, will er erst später reden. Wörtlich beginnt das Artikelbruchstück wie folgt: „Binnen fünf Jahren hat die in Deutschland herrschende Nationalökonomie einen merkwürdigen Wandel ihrer Anschauungen durchgemacht. In zwanzigjähriger Arbeit war sie dazu gelangt, für gewisse »Theorien« den Beifall der Presse und eines großen Teils der ungeschriebnen öffentlichen Meinung zu gewinnen. Binnen kurzer Frist verließ sie dieselbe und rief neue Götter an.“ Noch als der Herausgeber — heißt es an einer andern Stelle — vor fünf Jahren mit seinem Versuch hervorgetreten sei, „der als System des sozialen Optimismus den Kampf gegen die Lehren des Pessimismus aufnahm,“ sei es nur natürlich gewesen, „daß er mit Hohn als ein Einbruch in die Burg geschlossener Erbwahrheiten betrachtet und mit allen Mitteln, über welche beschränkter Fanatismus von den ältesten Zeiten an verfügt, zurückgewiesen und verurteilt wurde.“ „Nichts in der Aufnahme, die er fand, verriet, daß, ehe fünf Jahre um sein würden, der »Sozialismus« die dort bekämpfte Theorie der Verelendung, der »Kathedersozialismus« die Theorie vom Schwinden des Mittelstands fallen gelassen und beide Richtungen, jede für sich, eine von den zwei Festungen im Reiche des sozialen Pessimismus preisgegeben haben würde, denn in so kurzer Zeit vollziehen sich selten Bekehrungen des öffentlichen Geistes.“ Wir begreifen, daß es Wolf eine gewisse Genugthuung gewährt, die alten Aussprüche Schmollers mit seiner Rettung des Mittelstands vor den Evangelisch-sozialen zu vergleichen, und er hat ganz gewiß Recht, wenn er den Vorwurf an die Kathedersozialisten zurückverweist, den Ad. Wagner auf dem Kongreß den Sozialdemokraten machte: „Ihr habt völlig falsch generalisirt, indem ihr das, was bei gewissen Erwerbsberufen, Gewerben teilweise gilt, ohne weiteres für die ganze Entwicklung der Volkswirtschaft als allgemeines Prinzip aufgestellt habt.“ Aber ob er deshalb schon von einer „Bekehrung des öffentlichen Geistes“ nach dem Erscheinen seines Systems der Sozialpolitik vor fünf Jahren sprechen kann, ob die Kathedersozialisten wirklich eine „Schwenkung“ von neuemwerter praktischer Bedeutung bewußt vollzogen haben, das ist uns doch vorläufig noch keineswegs bewiesen. Jedenfalls werden diese unfehlbaren Herren selbst versichern, an eine Schwenkung gar nicht zu denken, und wenigstens Schmoller hat doch im Verein für Sozialpolitik in Köln und in seiner bekannten Berliner Rektoratsrede schon ganz unzweideutig kund gethan, daß er und die Seinen — zu denen ja Wagner ganz und gar nicht gehört — „unentwegt“ und unbelehrbar den Faden falscher Generalisirungen und vermessener Prophezeiungen fortzuspinnen entschlossen sind. Diese Leute zur Kapitulation zu zwingen, sollte sich Herr Professor Wolf lieber nicht gar so leicht vorstellen. Die Rolle, der Ruf, die Macht der

Kathedersozialisten von heute steht und fällt mit der in mühsamer zwanzigjähriger Arbeit endemisch gemachten Bahnvorstellung von der Unhaltbarkeit der bestehenden Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, sie fällt und steht mit dem leichtfertigen Verallgemeinern und Prophezeien, mit dieser, vielleicht unwissentlich, dem Bedürfnis der „Modernen“ so bereitwillig und überreichlich entsprechenden Sensationsmacherei. Ehe sie das preisgeben, kapitulieren sie lieber bedingungslos vor der Sozialdemokratie, nachdem sie sie für „gemaufert“ erklärt haben.

Die neue Zeitschrift sollte die „Bekehrung des öffentlichen Geistes“ nicht zum Ausgangspunkt nehmen; sie ist ihr fernes, schwer zu erringendes Ziel. Dabei ist der Sieg über Personen und ihre alten und neuen Theorien ganz unwesentlich. Wir brauchen in der Hauptsache weder ein System des Pessimismus noch eins des Optimismus. Wir brauchen endlich wieder: Ernst und Müchternheit, gefunden Menschenverstand und reise Lebenserfahrung, Bescheidenheit und Vorsicht in unsern staatswissenschaftlichen Hörsälen und Zeitschriften. Nur dadurch werden wir zur Bekehrung des öffentlichen Geistes, zum Sieg über das sozialistische Strebertum aller Schattirungen gelangen. Möge die Zeitschrift der Straßprofessoren das ihrige dazu beitragen.



## Litteratur

Erinnerungen eines Kriegsgefangnen in Schoa (März 1896 bis Januar 1897). Von Giovanni Camerra, Major der Bersaglieri usw. Aus dem Italienischen übersetzt von Hedwig Jahn. Berlin, Franz Grunert

Wer mit einem Rundreisebillet von vierzig oder sechzig Tagen Gültigkeit ganz Italien durchreist, der bringt gewöhnlich keine gute Meinung von den Italienern mit nach Hause. Wer den tüchtigsten Bestandteil von ihnen kennen lernen will, der muß auf die fast nur mit dem internationalen Publikum, den Schnellläufern nach Rom und Neapel vollgestopften Schnellzüge verzichten. Den echten Italiener lernt man während der Reise auf der Eisenbahn nur in den Personen- oder Bummelzügen kennen, die übrigens nicht langsamer fahren als die deutschen. Dort hat der Deutsche, der nicht mit Empfehlungen ausgerüstet ist, die ihm die römischen und neapolitanischen Salons öffnen, vielleicht auch die einzige Gelegenheit, die Bekanntschaft italienischer Offiziere zu machen, die, zu ihrem Lobe sei es gesagt, bei weitem nicht so exklusiv sind wie die preußischen und sich doch durch die Gemessenheit und Vornehmheit ihres sonst liebenswürdigen und mitteilsamen Wesens von der geräuschvollen Beredsamkeit der Mehrzahl ihrer Landsleute vorteilhaft unterscheiden. Das Musterbeispiel eines solchen italienischen Offiziers lernen wir in dem Major Camerra kennen, der bei der schweren Niederlage der Italiener in der Schlacht bei Adua trotz tapfersten Widerstandes der Niedermetzlung durch die Schoaner entging und dann fast ein ganzes Jahr in der Gefangenschaft leben mußte, bis ihm die Stunde der Befreiung schlug. Ein französischer Offizier, der in eine gleiche Lage geraten wäre, würde sich wie eine Art Leonidas gefeiert und die obersten Führer als Feiglinge und Verräter gebrandmarkt haben. Major Camerra